

John Olorunfemi Onaiyekan

Kirche sein in einer islamisch-christlichen Gesellschaft

Neue Modelle der Beziehung
zwischen Christen und Muslimen
in Afrika

Einleitung

Im November 1989 fand in Abuja, der neuen Bundeshauptstadt Nigerias, eine epochemachende internationale Konferenz über «Islam in Afrika» statt. Sie war organisiert von den wichtigsten islamischen Bewegungen der Welt unter Leitung des nigerianischen Obersten Rates für islamische Angelegenheiten, des Islamischen Rates in London und der Organisation Islamischer Konferenzen (OIC). Es war dies die erste Veranstaltung dieser Art. Zu ihren hochgesteckten Zielen gehörte es u. a., «die Aufmerksamkeit der Muslime auf das enorme Potential des Islams in Afrika hinzulenken»¹. Nach Abschluß der Konferenz, die nach dem Urteil aller Teilnehmer sehr erfolgreich war, wurde ein ständiges Gremium gebildet, das die Bezeichnung «Islam in Africa Conference» und den Auftrag erhielt, «das enorme Potential des Islam in Afrika»; das die Versammlung ausgemacht hatte, zu erforschen und fruchtbar zu machen.

Im letzten Abschnitt der historischen Einleitung zu den «Lineamenta» für die bevorstehende Sondersitzung der Bischofssynode zum Thema Afrika lesen wir: «Offensichtlich ist eine ›Stunde Afrikas‹ gekommen, eine ›günstige Stunde‹, welche die Boten Christi aufruft, hinauszufahren und die Netze auszuwerfen, um Afrika für Christus zu gewinnen.»²

Mittlerweile hat auch der Ökumenische Rat der Kirchen auf weltweiter Ebene eine «Dekade

der Evangelisierung» für die Jahre 1991–2000 ausgerufen, während in katholischen Kreisen die Bewegung «Evangelisierung 2000» sich selbst das Ziel gesetzt hat, Christus zu seinem 2000. Geburtstag «eine Welt, die mehr christlich als unchristlich ist,» zum Geschenk zu machen. Die christlichen Kirchen in Afrika sind tiefgreifend und begeistert an diesen weltweiten Bewegungen beteiligt.

Es hat den Anschein, daß dieses letzte Jahrzehnt des zweiten christlichen Jahrtausends tatsächlich sehr aufregend werden wird. Mit einem Satz, der sicherlich ein «diplomatisches Understatement» darstellt, warnen die «Lineamenta»: «Da sowohl Christen als auch Muslime zahlreiche Konvertiten zu machen suchen, wird große Klugheit erforderlich sein, um einen gefährlichen Kollisionskurs zwischen der ›da'wah‹ des Islams (= ›der Ruf‹) und der christlichen Evangelisierung zu vermeiden.»³

Es gibt keinen Kontinent, auf dem der «Kollisionskurs» augenfälliger ist als in Afrika. Die Frage der christlich-muslimischen Beziehungen ist daher zu einem der aktuellsten Themen auf unserem von Problemen heimgesuchten Kontinent geworden.

Diese unsere kurze Reflexion möchte zeigen, daß Afrika die traditionellen Modelle der muslimisch-christlichen Beziehungen hinter sich lassen muß, wenn Friede und Harmonie zwischen den Religionen erhalten bleiben sollen. Der «Fall Nigeria» soll dabei als eine wichtige Illustration der allgemeinen afrikanischen Situation dargestellt werden. Wir wollen schließen mit der Anregung, daß die anderen Teile der Welt aus der afrikanischen Erfahrung lernen könnten.

1. Traditionelle Modelle

Lange Zeit hatten die klassischen Modelle der Beziehung zwischen Christen und Muslimen ihre Basis in der Annahme, daß eine Nation oder ein Volk ihre je eigene Religion haben sollten. Da aber sowohl das Christentum als auch der Islam den Anspruch erhob, eine universale Religion mit Weltgeltung zu sein, wurden harte Zusammenstöße und Rivalitäten unvermeidlich, da jede der beiden Gemeinschaften versuchte, «die ganze Welt zu gewinnen» für ihren Glauben. Das Ergebnis der daraus folgenden unentschiedenen Kämpfe ist ein unsicherer Waffenstillstand,

durch den es dazu kam, daß viele Teile der Welt als christliche Länder oder als muslimische Nationen betrachtet werden.

1.1 *In den «christlichen Ländern»* wurde von der Gesellschaft erwartet, daß sie nach christlichen Grundsätzen geführt werde. Tatsächlich prägt hier eine gewisse christliche Identität die Menschen. Muslime gibt es hier nur wenige. Sie leben als Gäste oder Einwanderer unter den Christen. Wenn sie praktisch ignoriert werden, so scheinen sie auch nichts anderes zu erwarten.

Heute gibt es nicht viele Länder, die sich offiziell als «christlich» bezeichnen. Aber es gibt viele Nationen, in denen die kulturellen und historischen Wurzeln ihrer christlichen Vergangenheit noch sehr tief reichen. Jedenfalls neigen viele Muslime immer noch dazu, von den Ländern Europas und Amerikas als vom «christlichen Westen» zu sprechen.

1.2 *In muslimischen Ländern* ist das Empfinden, eine islamische Nation zu sein, sehr stark. Viele solcher Länder werden auch offiziell «islamisch» genannt, z.B. Libyen, Mauretanien, Pakistan u.a. Hier wird von der Gesellschaft erwartet, daß sie sich nach islamischen Leitlinien richtet, und die «cari'a», das islamische Gesetz, genießt hohe Wertschätzung. Christen mögen wenige sein oder eine starke Minderheit: Sie werden im besten Fall nur geduldet. Oft müssen sie unter offener Unterdrückung leben. Sie werden als Bürger zweiter Klasse betrachtet, die nicht die gleichen persönlichen und gemeinschaftlichen Rechte wie die Muslime beanspruchen können. Die Christen ihrerseits akzeptieren im allgemeinen aufgrund historischer Tradition die Rolle und den Rechtsstatus, die man ihnen zubilligt.

1.3 *Die Art und Weise, wie über die christlich-muslimischen Beziehungen gedacht wird*, sei es nun in christlichen oder muslimischen Kreisen, hat sich in den oben beschriebenen gesellschaftlichen Verhältnissen ergeben. In Afrika erheben einige Nationen den Anspruch, muslimisch oder christlich zu sein — oder sie streben zumindest danach, dies zu sein. Sie suchen Inspiration von Ländern, die sie für Modelle eines gut christlichen oder muslimischen Staates halten. Aufs Ganze gesehen aber läßt die tatsächliche Wirklichkeit in Afrika solche «Modelle» als etwas erscheinen, das nicht übernehmbar ist. Wie sieht diese tatsächliche Wirklichkeit aus?

2. Christen und Muslime in Afrika

Wenn wir auf Afrika als Ganzes blicken, möchten wir die Aufmerksamkeit auf einige wenige allgemeine Beobachtungen lenken, die für die hier diskutierten Fragen von Bedeutung sind.

2.1 Von außen übernommene Religionen

In Afrika sind sowohl das Christentum als auch der Islam von außen übernommene Religionen. Wenn das Christentum oft als eine für Afrika «fremde» Religion abgetan wird, so muß doch zugegeben werden, daß auch der Islam nicht auf unserem Kontinent entstanden ist. Aus diesem Blickwinkel sind beide Religionen bei uns fremd.

Sodann aber gilt für jeden Kontinent, daß das Christentum und der Islam historische Religionen sind, die jede ihren historischen Ausgangspunkt haben, der in beiden Fällen im Blick auf die Weltgeschichte ziemlich neueren Datums ist. Die ältere der beiden Religionen, das Christentum, ist bloß 2000 Jahre alt, der Islam sogar noch 600 Jahre jünger. Daher sind diese Religionen, wo auch immer sie heute vertreten sind, in der jüngeren Vergangenheit von außen übernommen worden. *Jede christliche Nation ist erst innerhalb der letzten 2000 Jahre christlich geworden; alle muslimischen Länder sind in den letzten 1400 Jahren muslimisch geworden.* In dieser Perspektive sind alle Nationen in derselben grundlegenden Verfassung von «Neubekehrten», ganz gleich, welche der beiden Religionen sie als die ihre bezeichnen mögen.

Ferner müssen wir uns daran erinnern, daß der afrikanische Kontinent schon an der Entstehungsgeschichte beider Religionen Anteil hatte: Das Kind Jesus verbrachte mit seiner Familie eine gewisse Zeit in Ägypten (Mt 2,13–23), Afrikaner waren am Tag des ersten christlichen Pfingstfestes in Jerusalem (Apg 2,8–12). Zu der Zeit, als es schon eine blühende Kirche in Alexandria (Ägypten) und Karthago (Tunesien) gab, waren weite Teile Europas noch heidnisch. Auch der Islam breitete sich schon mit der ersten Generation seiner Anhänger nach Afrika aus, wieder auf dem Weg über Ägypten. Bedeutsam ist auch, daß die «muslimischen Länder» Afrikas auf den Ruinen eines frühen Christentums erbaut sind, eines Christentums, das auf eine vielhundertjährige Geschichte zurückblicken kann-

te, nicht nur in Ägypten, Libyen, Tunesien, Algerien und den anderen Ländern des Maghreb, sondern auch weiter im Süden im Sudan und in Somalia, wo die nubische Kirche noch etwa tausend Jahre *nach* der Entstehung des Islams weiterlebte⁴. Die christlich-muslimischen Beziehungen in Afrika haben eine lange Geschichte mit vielen Phasen und unterschiedlichen Gesichtern.

2.2 Gemeinsame Erfahrungen

Afrika hat sich sowohl dem Islam als auch dem Christentum auf eine solche Weise geöffnet, daß Christen und Muslime sich in vielen Ländern als Menschen vorfinden, die Seite an Seite leben und gemeinsame Erfahrungen teilen. In vielen Nationen haben sie Anteil an derselben traditionellen *Kultur* und sehen sich herausgefordert, sich um die Versöhnung dieser gemeinsamen kulturellen Wurzeln mit den von ihnen angenommenen neuen Religionen zu bemühen. Sie sind konfrontiert mit denselben gesellschaftlich-politischen und wirtschaftlichen Notsituationen und der schwierigen Aufgabe, Beiträge zu leisten zum Aufbau moderner Gemeinwesen unter den Bedingungen der heutigen Weltlage. So können Christen oder Muslime in Afrika ihre Identität nicht bloß aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit definieren, sondern sie müssen dies auch aufgrund anderer gewichtiger Faktoren wie Nationalität, Stammeszugehörigkeit und Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Klasse tun. Dies beeinflusst die christlich-muslimischen Beziehungen oft auf positive Weise, da wir gezwungen sind, in unserem eigenen Interesse zusammenzuarbeiten. Auch wenn wir alle gelegentlich miteinander streiten, bleiben wir trotz alledem Brüder und Schwestern und sind füreinander keine Fremden.

2.3 Eine gemeinsame Heimat

So betrachten in den meisten Ländern Afrikas Christen und Muslime ihr Land als eine gemeinsame Heimat für jeden und jede, in der jeder und jede sich in gleicher Weise zu Hause fühlen sollte oder wo dafür gesorgt werden sollte, daß sie sich zu Hause fühlen können. Wir erwarten mehr als bloße Toleranz füreinander. Wir bestehen auf

wechselseitiger Anerkennung und Achtung als der Basis für wechselseitige Zusammenarbeit beim Aufbau von Nationen, die bei vielfältiger Verschiedenheit doch geeint sind.

2.4 Zentrifugalkräfte

Zugleich gibt es aber Kräfte, die dazu neigen, unsere Gemeinschaften entlang christlich-muslimischer Trennungslinien aufzuspalten — oft mit katastrophalen Folgen für den Frieden und die Stabilität unserer Nationen.

Auf der Ebene der internen Beziehungen in Ländern, in denen andere Zentrifugalkräfte wie Stammeszugehörigkeit und Mitgliedschaft in politischen Gruppierungen durch Rivalität zwischen Christen und Muslimen noch verstärkt werden, gerät der Zusammenhalt der Gemeinwesen unter starke Spannung. Der Sudan ist ein Beispiel dafür. Auf internationaler Ebene schaffen Einflüsse auswärtiger Zentren des Fanatismus und des religiösen Integralismus ernste Probleme für unsere heimischen Beziehungen. Sowohl unter Christen als auch Muslimen gibt es Fanatiker, die versucht sind, darauf hinzuwirken, die Verhältnisse in ihrem Land so zu gestalten, daß ihre jeweilige Religion nicht nur zahlenmäßig vorherrschend, sondern auch als Machtfaktor beherrschend wird. So beruft man sich auf ausländische Modelle, die sich nicht friedlich und gerecht verwirklichen lassen. Der Islam scheint für diese Versuchung anfälliger zu sein, was sich daran ablesen läßt, daß der Ruf nach dem islamischen Staat aus verschiedenen Teilen Afrikas ertönt, so z.B. aus Nigeria und dem Senegal.

2.5 Ein unaufhörlicher Kampf

Vielleicht kann dies alles als Teil der wachsenden Nöte der afrikanischen Nationen angesehen werden, von denen die meisten ihre politische Unabhängigkeit in den letzten drei Jahrzehnten erlangt haben. Wir befinden uns derzeit in einer kritischen Phase der politischen Entwicklung unserer Nationen. Es besteht alle Aussicht, daß das vor uns liegende Jahrzehnt nicht nur aufregend, sondern entscheidend sein wird. Inzwischen geht der Kampf weiter. Die hauptsächlichsten Frontlinien dieses Kampfes wollen wir hier

betrachten anhand des Fallbeispiels Nigeria, welches das bevölkerungsreichste Land Afrikas ist. Dabei gilt unser besonderes Augenmerk den christlich-muslimischen Beziehungen.

3. Fallbeispiel Nigeria

Nigeria mit seinen mehr als einhundert Millionen Einwohnern ist das bevölkerungsreichste Land Afrikas und auch unter anderen Gesichtspunkten von größter Bedeutung. Erzbischof Henri Teissier von Algier war es, der nach einem kurzen Besuch das Land als «die größte islamisch-christliche Nation der Welt» beschrieb. Damit wollte er sagen, daß es nirgends sonst auf der Erde ein Land gebe, in dem so viele Christen Seite an Seite mit so vielen Muslimen leben. Allein dies macht Nigeria zu einem gewichtigen Testbeispiel für sich entwickelnde neue Modelle muslimisch-christlicher Beziehungen in Afrika und überall in der Welt.

3.1 Die traditionellen Religionen

Jede Erörterung über Religionen in Nigeria — und auch in Afrika im allgemeinen — sollte bei der Religion der traditionellen Kulturen beginnen. Im allgemeinen hatte jede ethnische Gruppe immer ihre eigene Religion, und sie ließ auch immer gelten, daß andere Gruppen ebenfalls ihre je eigene Religion hatten. Es gab keinerlei «missionarisches Drängen», andere zu bekehren. Dies bildete in vielen Fällen eine gute kulturelle Basis für die Anerkennung eines religiösen Pluralismus.

Andererseits lebte jede ethnische Gemeinschaft in einer integralen Gesellschaft, in der politisches Handeln, Religion und soziales Leben eine Einheit bildeten. Dies schafft Probleme für eine moderne Gesellschaft nach dem Muster «eine Nation, aber viele Religionen». Und es beeinflusst die christlich-muslimischen Beziehungen auf vielfache Weise.

Hinsichtlich der ethnischen Unterschiede in unserem Land haben das Christentum und der Islam jeweils auf ihre eigene Weise als Einheit stiftende Faktoren gewirkt, da sie ihre Anhänger aus verschiedenen Stämmen an sich zogen, die dann «Brüder» und «Schwestern» in ein und demselben Glauben wurden. Gleichzeitig können aber die unterschiedlichen Weisen der Zuwendung zu den traditionellen Religionen Pro-

bleme für die christlich-muslimischen Beziehungen schaffen.

3.2 Der Islam

Historisch betrachtet, kam der Islam vor dem Christentum nach Nigeria. Es gibt deutliche Zeugnisse islamischer Präsenz in der nigerianischen Region Bornu schon für die Zeit um das Jahr 1000 n. Chr., also weniger als 400 Jahre nach Muhammad. Von damals bis jetzt hat sich der Islam weithin durch friedliche Infiltration, vor allem durch die herrschenden Klassen, im Norden und Westen Nigerias verbreitet. Lange Zeit hatte es den Anschein, daß wir es in Nigeria mit einem problemlosen Typ des Islam zu tun hätten, der mit den traditionellen Religionen in Frieden lebte und das traditionelle politische System der verschiedenen Stammesgemeinschaften unangetastet ließ. Der von Osman dan Fodio angeführte «Heilige Krieg», der um das Jahr 1830 fast ganz Nordnigeria erfaßte, zielte auf eine drastische «Säuberung» des Islam, wie er bisher bestanden hatte. Aus dieser religiösen, sozialen und politischen Bewegung entstand das, was man heute das «Kalifat von Kokoto» nennt, dessen Einfluß in den nordnigerianischen Emiraten bis auf den heutigen Tag stark spürbar ist.

Starken muslimischen Einfluß gibt es auch in Yorubaland im Süden Nigerias, aber hier ist der Islam weiterhin in die traditionellen Gesellschaftsstrukturen der Yoruba integriert, welche sowohl Christen als auch Muslime auf der Basis der Gleichberechtigung umfaßt.

3.3 Das Christentum

Das Christentum kam mit dem heutigen Nigeria erstmals in Berührung durch die Portugiesen, die seit etwa 1550 von São Tomé her in die Regionen von Warri und Benin kamen. Um 1600 wird von einem eifrig-katholischen König von Warri mit Namen Sebastião berichtet. Dieses Unternehmen war jedoch stark abhängig von den Portugiesen, deren wechselhaftes historisches Schicksal es auch teilte. Um 1800 war davon nur noch wenig übriggeblieben. Seitdem aber hatte eine neue Welle christlicher Missionstätigkeit begonnen, und zwar von seiten sowohl protestantischer als auch katholischer Missionare. Es ist diese neue Welle, der die bis heute zu ihrer vollen Blüte gekommene

Präsenz des Christentums in Nigeria zu verdanken ist.

So hat sich das Christentum von Süden her nach Norden ausgebreitet: zunächst nur langsam und später immer schneller, besonders während der Ära der britischen Kolonialherrschaft und in der Zeit danach. Wir sollten aber nicht vergessen, daß es zwischen 1700 und 1720 schon einen Versuch gegeben hatte, im Königreich Bornu katholische Missionen anzusiedeln, und zwar durch Franziskaner, die ihre Tätigkeit von Tripoli her auf dem Weg durch die Wüste entfalten. Daß dieses Unternehmen scheiterte, nimmt ihm nichts von seiner Bedeutung: daß nämlich auch das Christentum sich einen Weg durch die Wüste hindurch bahnen kann. Dies sei nur nebenbei angemerkt, weil es eine Herausforderung an die nigerianische Kirche ist, nach Norden zu schauen, wenn sie sich anschickt, ein eigenes Missionsprogramm zu entwickeln.

3.4 Die britische Kolonisation

Die britische Kolonisation in Nigeria begann um das Jahr 1900. Zu dieser Zeit hatten die christlichen Missionen im Süden Nigerias schon gute Fortschritte gemacht. Dies widerlegt die allgemeine Annahme, daß das Christentum erst durch die Kolonisation nach Nigeria gekommen sei.

Um 1900 gab es im Norden Nigerias schon viele Muslime, im Süden ziemlich ausgedehnte Gebiete, in denen Christen lebten, ferner missionarische Aktivitäten, die auf die übrigen Gebiete im Süden und darüber hinaus zielten, und schließlich einen breiten «mittleren Gürtel», in dem die Bevölkerung sich weder für das Christentum noch für den Islam entschieden hatte. Die britische Kolonisationspolitik hatte ihre eigenen besonderen Zielsetzungen, die eine Ausbreitung des Christentums kaum einschlossen. In Fällen, in denen die christliche Missionstätigkeit sich gegen die britischen Kolonialinteressen richtete, behielten letztere tatsächlich immer die Oberhand. Wenn das Christentum und der Islam in der Zeit der Kolonialherrschaft als Rivalen auftraten, so spielte Großbritannien, wie wir heute erkannt haben, die Rolle eines *parteiischen* Schiedsrichters, dessen Sympathien dem islamischen Establishment des Nordens galten. Tatsächlich regierten die Briten Nigeria als zwei unterschiedliche Einheiten, einen muslimischen

Norden und einen nichtmuslimischen Süden. An den Folgen dieser Strategie des «Teile und herrsche» tragen wir noch heute schwer. Wir haben ein Land geerbt, das geteilt und nahezu unregierbar ist! Wenn es während der Zeit der Kolonialherrschaft nicht zu vielen Zusammenstößen zwischen Christen und Muslimen gekommen ist, so hat das seinen Grund größtenteils darin, daß die Briten die beiden Bevölkerungsgruppen sehr stark einander fern gehalten haben.

3.5 Die Einswerdung in der Zeit nach Erlangung der Unabhängigkeit

1960 erlangte Nigeria die politische Unabhängigkeit. Seitdem war es mit der mühsamen Aufgabe beschäftigt, eine geeinte Nation aufzubauen. Dieser Prozeß hat zu vielen Krisen geführt. Traditionelle politische Institutionen hatten sich der alles umgreifenden Macht der nationalen Regierung zu fügen. Damit ergibt sich für den ironischen Betrachter die Situation, daß örtliche Stammesführer unter dem Kolonialregime größere Macht und größeres Prestige besaßen als im unabhängigen Nigeria. Dies betrifft vor allem die Muslimführer im Norden, eine Situation, die sie nur schwer verständlich und akzeptabel finden.

Mittlerweile haben sich die Kommunikationsmöglichkeiten verbessert und erlauben es den Nigerianern, sich rundherum frei zu bewegen, so daß viele frühere gesellschaftliche Schranken zerbrochen sind. Dies hat gesellschaftliche Wechselwirkungen zwischen Christen und Muslimen unvermeidbar gemacht und der Aufgabe, Wege zu einer friedlichen Koexistenz zu finden, größeres Gewicht verliehen.

Der Bürgerkrieg von 1967-1979, der oft auch «Biafra-Krieg» genannt wird, wurde ausgefochten, um «Nigerias Einheit zu erhalten». Er hat auch Norden und Süden einander nähergebracht. Sowohl zivile Regierungen als auch Militärregierungen erinnern die Nation immer wieder daran, daß wir für die nationale Einheit einen hohen Preis gezahlt haben.

3.6 Wachsende Nöte

Die periodischen Zusammenstöße und Krisen zwischen den religiösen Gruppen, die Nigeria in den letzten Jahren erlebt hat, müssen als etwas eingeschätzt werden, das sich gegen den Prozeß

der nationalen Einswerdung richtet. Die große Frage ist, ob wir zu einer Nation zusammenwachsen und als solche leben können, und wenn ja, als welche Art von Nation. Viele Muslime, die für einen islamischen Staat in Nigeria agitieren, neigen dazu, mit Heimweh zurückzublicken auf die Zeit des Kalifats von Sokoto oder auch nach draußen auf die «modellhaften» islamischen Staaten der arabischen Welt. Aber Nigeria ist weder das eine noch ein Teil des anderen. Der Wert der Krisen, so blutig sie bisweilen auch sein mögen, ist es, daß sie schrittweise die Situation klären helfen — bis wir alle bereit sind, in Frieden miteinander zu leben.

Derzeit gibt es eine hitzige Debatte über die Frage des weltlichen Charakters des nigerianischen Staates. Es geht dabei um mehr als um bloße Uneinigkeit über die Bedeutung von Worten. Es hat vielmehr zu tun mit der Verständigung darüber, welchen Stellenwert die Religion im Leben der Nation haben sollte. Insofern gibt es schon eine allgemeine Übereinstimmung, und die Regierung besteht dabei auf zwei Punkten: 1. Nigeria soll keine gottlose Nation sein; 2. es soll keine offizielle Staatsreligion in Nigeria geben.

Zwischen diesen beiden (ausgeschlossenen) Extremen bleibt noch eine Menge von Problemen zu lösen. Die meisten von ihnen sind uns aus unserer früheren Geschichte überkommen. Zu diesen Fragen gehören u. a. die Rolle der *shari'a*, der religiösen Rechtsordnung der Muslime, im Rechtssystem des Landes; die Rolle der muslimischen Emire als religiöser Lehrer und zugleich als politischer Führer kraft traditionellen Gewohnheitsrechtes; die Gerüchte über die Mitgliedschaft Nigerias in der Organisation der Islamischen Konferenzen (OIC) — Gerüchte, die von unserer Regierung weder bestätigt noch offiziell dementiert wurden.

Trotz alledem gibt es eine de-jure-Gleichberechtigung aller Religionen in unserem Land. Jeder Bürger hat das Recht, Einspruch zu erheben, wenn er aufgrund seiner Religion benachteiligt wird. Tatsächlich aber gibt es ungerechte Behandlung — nicht nur aufgrund der Religionszugehörigkeit, sondern auch aufgrund von Stammeszugehörigkeit oder aus sozialen, politischen und anderen Gründen. Das ehrgeizige Ziel, das die Nigerianer verfolgen, ist, der Welt zu zeigen, daß es Christen und Muslimen möglich ist, in Gleichberechtigung, friedlicher Koexistenz und gegenseitiger Achtung miteinander zu leben.

Schlußbemerkungen

Wir glauben, daß das Ringen Nigerias um eine islamisch-christliche Gesellschaft nicht nur für Afrika, sondern auch für die Welt insgesamt von Bedeutung ist. Christentum und Islam sind die größten Religionsgemeinschaften der Welt. Diese Tatsache allein macht aus den christlich-muslimischen Beziehungen ein Thema, das die ganze Welt angeht.

Die klassischen Modelle einer Beziehung, die darauf gründet, daß «Minderheitenrechte» zugestanden werden, sind nicht mehr angemessen, wenn man der neu entstehenden Wirklichkeit unserer heutigen Welt gerecht werden will. Es gibt keine isolierten christlichen Länder oder muslimischen Nationen mehr. Der ganze Planet Erde wird mehr und mehr zu einer einzigen großen Weltgemeinschaft. Der Golfkrieg hat gezeigt, daß alles, was in irgendeinem Teil der Welt geschieht, jeden anderen Teil der Welt betrifft. Daß die Kampflinie während dieses Krieges quer zu den christlich-muslimischen Grenzen verlief, unterstreicht dies noch.

In den traditionell christlichen Ländern sind Muslime keine bloß gelegentlichen Besucher oder Migranten mehr. Vielerorts sind sie zu einer starken und noch wachsenden Minderheit geworden, um deren religiöse Bedürfnisse man sich kümmern muß. In christlichen Ländern mit ihrem allgemeinen Trend zur Säkularisierung und dem großen Verständnis für Minderheitenrechte haben Muslime sich immer ziemlich großer Freiheit erfreut und Aufgeschlossenheit gefunden. Bisweilen scheint es manchen von uns, daß dabei sogar zu viel des Guten getan wird — wenn Regierungen und gar Kirchen praktisch als Förderer des Islam auftreten (z. B. wenn sie den Muslimen Kirchengebäude als Gebetsräume schenken!). Neuerdings aber sind aus manchen Ländern, in denen der wachsende muslimische Einfluß als Bedrohung der nationalen Identität und Kultur empfunden wird, Alarmsignale zu hören. Daher wird nach einem neuen Modell der Beziehungen gerufen.

In traditionell muslimischen Ländern gibt es eine lange Geschichte der Verbindungen zum Christentum. Fast alle dieser Länder hatten, ehe der Islam Eintritt fand, unter christlichem Einfluß gestanden. Die Erinnerungen an die historische Erfahrung der Kreuzzüge leben aber noch

fort, und leicht kann es dazu kommen, daß sie aus den tieferen Schichten des Gedächtnisses wieder an die Oberfläche drängen. Die meisten dieser Länder haben auch eine Zeit der Beherrschung durch die westlichen Kolonialmächte durchgemacht, die sie auch als «christlichen Kolonialismus» bezeichnen. Heute ist es die wirtschaftliche und technische Übermacht des Westens, durch die es zu unvermeidlichen Einbrüchen in die islamische Gesellschaft kommt. Ungeachtet fundamentalistischer Ausbrüche hier und dort kann der Islam seine Begegnung mit der Moderne nicht auf unbestimmte Zeit vertagen. Die vielen sozialen Umwälzungen und politischen Gärungserscheinungen in der muslimischen Welt schreien nach einer Neubewertung traditioneller Systeme des Lebensstils und von Modellen der Beziehung zu anderen. Daß Christen so lange das Recht verweigert wurde, ihre Religion in muslimischen Ländern frei auszuüben, wird mehr und mehr untragbar. Die Anmerkungen des Papstes zu diesem Thema, wie sie in den «Lineamenta» für die Afrikanische Synode zitiert werden, sind deutlich und kommen zur rechten Zeit⁵.

Schließlich ist zu sagen: Je größere Fortschritte der Islam in seinem Bestreben macht, eine Welt-

religion zu sein, um so mehr ist seine Verwobenheit mit dem Arabertum in Frage gestellt. Schon heute gibt es viel mehr Muslime außerhalb der arabischen Länder als innerhalb. In Nigeria gibt es mehr Muslime als in Saudi-Arabien, im Irak und in Kuwait zusammengenommen. Das Land mit der größten Anzahl von Muslimen ist Indonesien. Viele Muslime in nichtarabischen Ländern behaupten ihre eigene kulturelle Identität und bestehen auf neue und kraftvolle Weise auf einer Unterscheidung zwischen islamischem Glauben und arabischer Kultur. Dieser Trend wird weitreichende Auswirkungen auf die weltweiten christlich-muslimischen Beziehungen haben. Hier müssen wir auch die wichtige Rolle arabischer Christen, die in arabischen Ländern leben, für die Neukonzeption eines besseren Modells der christlich-muslimischen Beziehungen einordnen.

Das Christentum als Religion bezieht seine Inspiration von Jesus Christus, dem Friedensfürsten. Der Islam, so sagt man uns, tritt ebenfalls für Frieden ein. Wenn diese beiden Religionen wirksam zum Frieden in der Welt beitragen sollen, dann müssen sie zunächst Mittel und Wege finden, selbst in Frieden und gegenseitiger Achtung miteinander zu leben.

JOHN OLORUNFEMI ONAIYEKAN

1944 geboren. Studium der Theologie in Nigeria und Rom. 1969 zum Priester ordiniert. Studium der Bibelwissenschaft am Päpstlichen Bibelinstitut und der Universität Urbaniana in Rom. 1977-1982 lehrte er Biblische Theologie am SS. Peter and Paul Seminary in Ibadan, Nigeria, dessen Rektor er zeitweise auch war. 1982 Ernennung zum Weihbischof, 1985 zum Diözesanbischof von Ilorin. 1990 Ernennung zum Bischof-Koadjutor von Abuja. 1980-1985 Mitglied der Internationalen Theologenkommission des Vatikans; seit 1981 Mitglied der Internationalen Katholisch-Methodistischen Dialogkommission. Derzeit auch Mitglied des Rates zur Vorbereitung der Afrikanischen Synode. 1990 bei der letzten Versammlung der Bischofssynode in den Ständigen Rat der Synode gewählt. Anschrift: Coadjutor Bishop John Olorunfemi Onaiyekan, Bishop's House, P.O. Box 686, Ilorin — Kwara State, Nigeria.

¹ Africa Events: A Celebration of Unity, vol 6, N° 2, 2. Febr. 1990, 23-26.

² Lineamenta für die Sondersitzung der Bischofssynode für Afrika, Nr. 13.

³ Lineamenta, Nr. 65.

⁴ Zum Thema «Nubische Kirche» s.: J. A. Iloybare, Christianity in Nubia, in: Tarikh, vol. 2 n. 1, 53-61.

⁵ Johannes Paul II., Ansprache an das Diplomatische Corps vom 13. Januar 1990. (Der Autor bezieht sich hier auf die englische Ausgabe des Osservatore Romano: L'Osservatore Romano, Weekly Edition in English, 29. Januar 1990.) Vgl. auch die guten Zitate in den «Lineamenta», Nr. 66.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht